

Geschichten, die gar nicht erzählt werden - Tamara Trampe (*1942, Dokumentarfilmerin)

Von Elke Bredereck

Mitte November sitzen wir in ihrer Küche in Berlin, Prenzlauer Berg. Die Gasheizung springt an und geht wieder aus, ein vertrautes Geräusch, es ist warm und riecht nach Tabakrauch.

Natürlich hab ich Glücksmomente, aber wichtiger ist, dass ich zufrieden bin. Dass ich meine Enkelkinder gut leiden kann, meinen Sohn sowieso und seine Frau, da schlägt jetzt noch das Herz, wenn er um die Ecke kommt. Dass ich einen Partner hab, mit dem ich wunderbar leben kann und arbeiten konnte. Dass ich treue Freunde hab. Und wahrscheinlich ist ein ganz wichtiger Punkt, dass ich mit dem letzten Film „Meine Mutter, ein Krieg und ich“ eine Versöhnung mit meiner Mutter geschafft hab und mit mir.

Auf dem Tisch steht ein Teller mit Kuchen, Mandarinen, Weintrauben. Wir trinken Kaffee. Die allererste Geschichte, die sie mir an diesem Nachmittag erzählt, kommt nicht aufs Band: drei Mal wurde Tamara Anfang der siebziger Jahre von der Stasi ins Fischrestaurant „Unter den Linden“ bestellt, die ersten Male waren es jeweils zwei Männer, die versuchten, sie anzuwerben. Beim dritten Mal schickten sie eine Frau, die ihr drohte, dass ihr Kind ins Heim käme, wenn sie eine Zusammenarbeit verweigerte. Tamaras Kopf war ganz leer, sie konnte keinen Gedanken fassen, hat sich eingepinkelt. Am Nachbartisch saß der Schriftsteller Klaus Schlesinger, der zu ihrer Unterstützung mitgekommen war. Er trat an den Tisch und sagte: „Was machen Sie mit der jungen Frau hier eigentlich?“ Er hat sie gerettet. Danach hat die Stasi sie nie wieder angesprochen. Ich schalte das Aufnahmegerät ein.

Tamara Trampe, geboren 1942 in Russland, hat mich zu sich eingeladen, ich möchte sie zu ihrem Leben und ihrer Arbeit befragen. Beides ist untrennbar miteinander verbunden: das Filmen und das Leben.

Ich bin jeden Sonntag ins Kino gerannt. Der Vorführer im „Blauen Stern“ kannte mich schon. Der ließ mich auch in Filme rein, in die ich noch gar nicht reindurfte. Er ließ mich oben in der Kabine sitzen. Und dann hab ich „Die Mörder sind unter uns“ gesehen und war eigentlich noch ein Kind. Wenn es so eine Seelenbildung gibt, dann kommt die daher.

Mit sieben war sie mit ihren Eltern und dem jüngeren Bruder aus der Sowjetunion nach Ostberlin gekommen Ihre Mutter ging mit Kriegsbeginn 1941 als Krankenschwester an die Front. 1942 wurde Tamara an der Front geboren und blieb bis zur Befreiung der Ostukraine bei der Mutter, mal im Lazarett, mal bei Ammen aus einem der Dörfer. Mit 11 Monaten brachte sie „Tomotschka“ mit 11 Monaten bei der

Großmutter in einem ukrainischen Dorf zurück.

Die saß jeden Abend vor ihrer Ikone auf den Knien, und ich hab ihr die Haare kämmen dürfen in der Zeit.

Sie hat immer gesagt:

-Ach, Töchterchen, kannst du denn nicht auch zu ihm beten?

Und ich hab gesagt: Babuschka, ich weiß gar nicht, wer ER ist. Wo isser denn?

-Na, da oben.

-Wie soll ich denn zu jemand beten, den ich nicht sehe? Mit dem ich nicht sprechen kann?

-Ich spreche doch auch mit ihm.

Aber er antwortet doch überhaupt nicht.

Und so haben wir uns immer gezankt, bis sie dann gesagt hat: Dann denk dir irgendwas aus, wozu du gerne beten würdest. Und dann hab ich so aus dem EffEff gesagt: Zum Wind. Und dem bin ich treu geblieben. Also wenn ich Kummer habe, dann setz ich mich irgendwohin und sage: Wind, hör mich mal an. (Lacht.) Weißte, völlig infantil.

Ich kenne Tamara seit zehn Jahren, wir haben beide über Tschetschenien gearbeitet, ihr Film „Weiße Raben“ zeigt blutjunge russische Soldaten, die aus dem ersten Tschetschenienkrieg heimkehren, tief versehrt sind an Körper und Seele. Der Krieg ist zu ihrem Hauptthema geworden, persönlich und künstlerisch.

Ich war ja ein Bastard und meine Mutter; wirklich zerstört durch den Krieg. Sie war nicht zärtlich. Sie konnte es nicht sein. Aber sie hat uns alle drei geliebt. Ich hab es nicht bemerkt. Ich war auch anders als die anderen Geschwister. Ein Bruder ist Busfahrer, der andre ist Truckfahrer. Ich hab noch nicht mal einen Führerschein. Ich war auch die Einzige, die immer nur gelesen und gelesen und gelesen hat. Ich habe sehr sehr sehr lange keine Tür gehabt in mir, die ich öffnen konnte, um meine Mutter als junge Frau zu sehen. Und zu verstehen, warum sie ist wie sie ist. Das hat der Film geschafft. Wenn ich heute an sie denke, dann mit Zärtlichkeit. Und einem ironischen Lächeln. Denn sie war ja auch selbst ironisch. Ich bin zufrieden. Der wichtigste Begriff ist Frieden. Also ich bin wirklich zum Frieden gekommen. Zu einer Ruhe. Nicht mehr die Fragen: Warum war der Krieg wichtiger als ich, warum wurde ich immer irgendwo abgegeben? Erst auf dem Dorf, nachher im Kinderheim. Warum? Diese Fragen spielen heute überhaupt keine Rolle mehr. Und das hat damit zu tun, dass ich diese Arbeit machen konnte.

Ihr Erkennungszeichen, damals wie heute, ist ihr rotes Haar. Sie sagt, es hätte ihr das Leben leichter gemacht, Männer stünden bei Frauen auf rote Haare und Sommersprossen.

Ich habe auch Fehler gemacht, man kann sie korrigieren, dafür ist das Leben da. Manche Fehler kann man nie korrigieren, wenn du dich zum Beispiel für den falschen Mann entschieden hast. (lacht) Aber ich habe zwei wunderbare Männer gehabt, mit

dem einen war ich verheiratet, mit dem anderen lebe ich jetzt seit 34 Jahren Da kann ja auch ein Ausfall dabei sein. Oder?

Ihr fällt der Hunger ein, den kann sie nicht vergessen:

1946/47 sind wir über die Felder und haben jedes Körnchen aufgehoben.

Als Kind in Berlin wurde sie von anderen Kindern mit Steinen beworfen, weil sie ein Russenkind war.

Ich kam mit ner Glatze nach Deutschland. Ich hatte Typhus. Keine Haare. Und kam in eine Klasse, da lachten alle und sachten: kommste aus'm KZ? Das war 1950.

Gerettet hat sie der Leistungssport, Staffellauf, 1960 im Olympischen Jugendkader der DDR, nachmittags raus aus dem Elternhaus, weg vom Kommunistenvater, der sie schlug. Den kleinen Bruder auf den Rasen gesetzt und gerannt.

Erst haben sie, die politischen Immigranten aus der Sowjetunion, im Heim gelebt, dann in einer Wohnung mit einem Schrank von Goebbels, ganz helles Holz, mit schwarzen Blumenintarsien.

Wir hatten ein riesengroßes Stalinbild im Wohnzimmer. Er in weißer Uniform, mit allen Orden. Und dann war der XX. Parteitag mit den Enthüllungen und meine Mutter ging hin und wollte das Bild abhängen. Mein Vater: Nein! Es gab einen riesigen Krach. Sie haben sich geschlagen. Dann wurde das Ding doch verbannt. Ich bin herumgelaufen und hab flüsternd gefragt: Was is denn mit dem Parteitag? Darüber wurde nicht geredet. Aber ich hab einen alten Spanienkämpfer getroffen, der hat mir alles erzählt. Welche Verbrechen. Und mit 15 oder 16 hab ich angefangen, mir diese ganzen Bücher zu besorgen. Auf verschlungenen Wegen. Ich kannte Mandelstam - da wusste noch gar keiner hier, wer das ist - oder Babel. Für mich war die Literatur die Rettung. Auch die deutsche Literatur. Ich hab sehr früh Wolfgang Borchert gelesen, mit 12.

Durch ihr Leben ziehen sich Brüche, ein Gefühl des Verlorenseins, aber immer auch Rettung: die Begegnungen mit Menschen, die ihr beigestanden haben. Große Namen sind darunter: Lew Kopelew, Stefan Heym, Rainer und Sarah Kirsch, Kurt Bartsch. Aber berühmte Leute hat sie gar nicht als solche wahrgenommen. Und sie hat sich getraut, in entscheidenden Momenten „Nein“ zu sagen.

Später bin ich beim „Forum“, einer Studentenzeitung, aus der Redaktion geflogen, das war 68, und ich sollte über Prag schreiben. Hab ich mich geweigert. Als ich dann auch noch eine Resolution gegen den Einmarsch unterschrieben habe, war ich raus. Danach war ich erstmal ein Jahr in der Psychiatrie und danach habe ich gekellnert. Da habe ich einen Regisseur und seinen Freund kennengelernt und die haben mich für 800 DDR-Mark monatlich für ein Jahr angestellt als Dramaturgin beim Arbeitertheater Eisenhüttenstadt. Über die Schiene lernte ich einen Dramaturgen

kennen, der hat mich dann zur DEFA geholt. Ich hab ihm gleich gesagt: Meine Kaderakte ist nicht in Ordnung, ich weiß auch gar nicht, wo die ist.

Tamara Trampe hat zwanzig Jahre bei der DEFA gearbeitet, nach der Wende sind alle entlassen worden. Weil sie nicht in der Partei war, blieb sie bis zuletzt und hat das Archiv übergeben und mit einer Volontärin die Büros saubergemacht. Ab 1990 war sie freischaffend und hat fünf Dokumentarfilme gedreht.

Als Freischaffende kannst du nicht genug Geld haben, schon gar nicht, wenn du immer Dokumentarfilme gemacht hast. Aber ich komme über die Runden, werde in einem Monat 75, arbeite noch genauso viel wie mit 60. Oder mehr. Ich leide nicht darunter, aber gerecht ist es natürlich nicht.

Woran ich die Ostler am ehesten erkenne, ist, dass die geradeaus reden und dass sie keine Panik haben zu sagen, also weißte, heute geht's mir gar nicht gut, ich fühl mich ganz krank. Das sind so Sachen, die bemerke ich immer. Und ich bemerke auch, dass ich in meinem Umkreis die Menschen mehr liebe, die mir ins Gesicht gucken.

Was sie Russisches in sich trägt?

Die Sprache, Gerüche, Piroggen, Mais, Kaninchen, wenn meine Großmutter welches gemacht hat. Das bleibt alles. Auch ekelhafte Sachen. Ich hab es nie geliebt, aus einem großen Topf mit acht Leuten zu essen. Auf dem Dorf war das so. Da kommt der Borschtsch-Topf auf den Tisch, jeder hatte einen Löffel. Die meisten kamen vom Feld und machten chlab chlab chlab und weg waren sie wieder.

Mit ihrer Mutter hat sie immer Russisch gesprochen, die Mutter hat deutsch geantwortet. Diese Sprache, diese Kultur lebt in ihr. Ob sie oft an ihre Mutter denkt?

Sie taucht immer mal wieder auf, nachts. Dann höre ich plötzlich aus der Küche: Tomotschka, vstavaj. Dann guck ich auf den Wecker. Dann sag ich: Nein, Mama, es ist erst drei, und schlafe weiter.